

dtv

Im Nachhinein beneiden sie viele. Und stellen sich vor, es müsste verführerisch gewesen sein, an der Seite des Mannes zu leben, der zum meistgeliebten Genie des Planeten wurde. Im Nachhinein hassen sie aber auch viele, weil sie meinen, sie habe dem Genie geschadet. Dieser Neid und dieser Hass haben das Bild der Constanze Mozart verzerrt. Doch wer war sie wirklich, die Frau, die mit zwanzig Jahren Mozart heiratete und ihn mit neunundzwanzig verlor? Die Frau, die sich auf einen unansehnlichen Künstler mit fragwürdigen Manieren und einem beängstigenden Mangel an Wirklichkeitssinn einließ, der die Aura des Wunderkinds längst verloren hatte? Die Frau, die in nicht einmal neun Ehejahren sechs Schwangerschaften überstand und vier ihrer Kinder sterben sah? Aber auch die Frau, die zwischen allen Sorgen Mozarts Unbeschwertheit teilen konnte? Lea Singer erzählt keine Gerüchte nach, sondern lebendig und aufregend das Leben der Constanze Mozart.

*Lea Singer* studierte Kunstgeschichte, Musik- und Literaturwissenschaft. Sie ist Sachbuchautorin und Publizistin und lebt in München. Neben ›Das nackte Leben‹ hat sie vier hochgelobte Romane veröffentlicht: ›Die Zunge‹ (2000), ›Wahnsinns Liebe‹ (2003), ›Die österreichische Hure‹ (2005) und ›Vier Farben der Treue‹ (2006).

Lea Singer  
Das nackte Leben

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Lea Singer  
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Die Zunge (12954)  
Wahnsinns Liebe (13434)  
Vier Farben der Treue (21154)

Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)



Ungekürzte Ausgabe 2007  
2. Auflage 2011  
© 2005 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
Erstveröffentlichung: München 2005  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung unter Verwendung eines Details des  
Fotos ›Louise Neri‹ (1994) von David Seidner (International Center of  
Photography, David Seidner Archive)  
Satz: Boer Verlagsservice, München  
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21022-5

*Für Ferri*



# TEIL 1





## I.

Aufräumen müßte sie jetzt, denn heute werden sich die Besucher die Klinke in die Hand geben. Das Bettzeug sieht schlimm aus. Zerwühlt und schmutzig. Auf den Kissen, auf der Decke, auf dem Laken sind bräunlichrote Flecken, alles ist zerknittert und verschwitzt. Die Chaiselongue, auf der sie das Bett gemacht hatte, ist nicht bequem, doch das Zimmer hier ist das hellste in der ganzen Wohnung und das einzige, das sich richtig durchlüften läßt. Eines der Fenster, die zur Rauhensteingasse hinausgehen, hat sie geöffnet. Der eigentümliche Geruch aber steht immer noch hier.

Wer soll das Bett abziehen?

Er liegt jetzt daneben auf der Bahre, auf frischen Laken, in frischen Kleidern, ganz in Schwarz.

Es ist noch dunkel draußen, erst in zwei Stunden wird es hell um diese Jahreszeit. Aber seit ungefähr elf Uhr gestern abend war hier in der Wohnung ein dauerndes Kommen und Gehen. Sie hatte gar keine Zeit gehabt, einen Gedanken zu fassen. Und jetzt, wo es ruhig ist, für eine Stunde vielleicht, kann sie es nicht.

Sie ist neunundzwanzig und hat Hunderte von Betten abgezogen. Gästebetten, Familienbetten, Säuglingsbetten, Krankenbetten, Kindsbetten, Sterbebetten. Aber dieses Bett – wer soll es abziehen?

Gewaschen hat ihn gerade erst der Lieblingskellner aus seinem Stammbeisl, Joseph Deiner. Sophie, ihre Schwester, hat ihn geholt, weil er geübt ist mit schweren Arbeiten und weil ihm vor nichts graust. Außerdem hat er Kraft, was man von ihr nicht behaupten kann. In den letzten Wochen ist sie noch mehr abgemagert, und ihre Nase ragt so spitz aus dem Gesicht, daß sie bei jedem Blick in den Spiegel denkt, ihre Mutter schaue ihr entgegen. Ein widerwärtiger Gedanke.

Sie horcht, ob irgendwer, irgendwas sich rührt. Unten auf der Straße ein erstes Geräusch, ein Karren, der vorbeirattert.

Hier im ersten Stock aber ist es totenstill. Ihre Schwester Sophie hat sich auf das Dienstbotenbett gelegt. Carl, der ältere Sohn, hat sich müde geweint und schläft neben ihr, dem Kleinen hat Sophie um drei oder vier, als er schrie, noch etwas zu trinken gegeben. Gestillt wird er nicht, keines ihrer Kinder hat sie länger als ein, zwei, drei Wochen gestillt; er hat es nicht gewollt, ihrer Gesundheit wegen, angeblich. Sie weiß es besser: Es war wegen ihrer festen, hochsitzenden Brüste. Ihre Figur, die enge Taille, die schmalen, beweglichen Hüften, die für ihre Körpergröße langen und schlanken Oberschenkel, das hat ihn immer gereizt.

Ständig entgleiten ihr die Gedanken, sie kann nichts dagegen tun, aber es macht sie nervös. Denn sie ahnt, daß alles, was sie jetzt, in diesen entscheidenden Stunden, beschließt, sagt, tut, bald schon gegen sie verwendet werden wird.

Daß sie jetzt sein Gesicht anfäßt, ist sicher ein Fehler. Das Aufgedunsene, was es in den letzten Wochen, eigentlich schon Monaten entstellt hat, ist verschwunden. Die Haut ist noch immer gelblich, aber wieder fest und glatt. Sie tastet seine Stirn, seine Jochbeine, seine Nase, sein Kinn ab, mit geschlossenen Augen, wie ein Blinder, der jemanden identifizieren möchte. Und dann fährt sie langsam, mit beiden Händen, seinen Körper nach unten, spürt durch den Stoff, diesen rauhen Stoff, wie er ihn sich selbst nie ausgesucht hätte, alles, was sie nackt so genau kennt. Er hat sie immer geliebt für ihre geschickten Hände, schon deswegen, weil er zwei linke hatte. Nicht einmal einen Kaffee konnte er sich kochen oder einen Apfel zerteilen. Von dem Zerlegen eines gebratenen Hähnchens ganz zu schweigen. Sogar vom Schweinekotelett, einer seiner Leibspeisen, mußte ihm der Knochen weggeschnitten werden. Sie sieht ihre Hände an. Weiße, glatte, knochige Hände mit jenen stumpfen Fingerkuppen, die für Berührungen begabter sind als spitze. Dann sieht sie das Bett an und legt sich darauf. Bestimmt ist das auch falsch. Ansteckungsgefahr. So genau hat Doktor Closset ja offenbar bis zum Schluß nicht gewußt, was es eigentlich war.

Von einem rheumatischen Gelenksfieber hat er geredet. Wie sollen Gelenke fiebern? Daß mit denen was nicht stimmte, das hätte sie auch sagen können. Dick geschwollen waren sie, die Gelenke an den Fingern genauso wie die an den Schultern, den Knien und den Füßen, zuletzt so sehr, daß er bei der geringsten Bewegung zu wimmern anfang. Aber wie sich das verbreitet, dieses rheumatische Gelenksfieber, hat Closset nicht gesagt. Auch nicht, ob es etwas zu tun hat mit der Epidemie, die seit Frühherbst durch die Stadt kriecht, die wahllos in die Häuser eindringt, ob dort Reiche oder Arme wohnen, Menschen ohne Bedeutung oder begnadete.

Vielleicht war das keine so gute Idee gewesen mit Closset. Er ist ein Arzt, um den sich die Prominenz reißt. Aber er hat eben oft auch Dienst am Theater. Allein die Schwierigkeit, ihn aufzutreiben, hat gestern alle um den Verstand gebracht. Sophie hat ihn schließlich gefunden, aber dann durfte er nicht weg. Bis zum Ende der Vorstellung hat er sitzenbleiben müssen, Verordnung ist Verordnung. Und geholfen hat es auch nichts mehr. Im Gegenteil, als Closset seinen eiskalten Umschlag auf Wolfgangs glühenden Kopf gelegt hat, ist der Kopf, als wäre er gar nicht angewachsen, gegen die Wand gerollt. »Er hat das Bewußtsein verloren«, hat Closset dann gesagt.

Sie liegt da und schaut zur Decke, läßt den Blick die Wände hinabgleiten. Sie sind schön, diese Tapeten. Leider noch nicht bezahlt.

Über 200 Gulden – davon könnte sie mit den Kindern zwei Wochen leben. Und dann sind da noch die offenen Rechnungen für die neuen Kleider, Stoffe, Knöpfe, die ganzen Zutaten, außerdem der teure Schneider, zusammen, mein Gott, weit über 400 Gulden. Alles noch nicht bezahlt, auch die neuen Schuhe nicht, die er sich hat machen lassen. Er hat die Sachen gebraucht für den Auftritt in Frankfurt bei der Kaiserkrönung. Daß der Kaiser ihn dann gar nicht wahrnehmen würde, konnte niemand vorher wissen. Und jetzt? Was soll sie damit anfangen? Keiner unter ihren Freunden und Bekannten paßt in

seinen Frack, alle sind größer. Kaum über einen Meter fünfzig sind bestenfalls Kinder, und für deren Garderobe gibt keiner solche Unsummen aus.

Die Türglocke geht. Sie fährt zusammen. Und wenn das jetzt Puchberg ist, sein Logenbruder, von dem sie zusammengezählt mindestens eineinhalbtausend Gulden geliehen und nie zurückgezahlt haben? Oder ein Bote vom Fürsten Lichnowsky, dem sie ungefähr dieselbe Summe schulden? Er hat sie im Novemer schon gerichtlich eingeklagt. Wenn die sich jetzt holen wollen, was noch zu holen ist?

Nein, das dürfen sie nicht. 60 Gulden hat sie noch bar im Haus, und die braucht sie, denn wann wieder etwas hereinkommen wird, ist völlig unklar. Hätte sie das Geld nur versteckt. Warum macht keiner auf? Schläft Sophie so tief?

Es wird ihr kurz schwarz vor den Augen, als sie durch das Billardzimmer und die Diele vorgeht bis zur Tür. Aus der Küche zieht noch der Geruch der Rindssuppe herüber, die Sophie gestern mittag für ihn gekocht hat. Aber er hat nur den ersten Löffel geschluckt, den sie ihm hineingeschoben hat.

»Witwe Mozart?« sagt der Mann, der vor ihr steht, auf eine kurznasige und frisierte Weise hübsch, die sie gereizt macht. Sie kennt ihn, kann sein Gesicht aber nicht einordnen.

»Woher wissen Sie...« Constanze hört, daß sie wütend klingt. Sie versucht, sich zu straffen. Der Mann vor ihr ist groß und muskulös, seine Haltung verrät, daß er ein Militär ist. »Ich bin fast nebenan, Kunstkabinett Müller, Sie erinnern sich...«

Sie macht einen Schritt rückwärts. Die Erinnerung ist in ihr hochgeschossen und mit ihr der Ekel. Ja, das ist er, dieser Müller, der ein paar Häuser weiter automatische Spielorgeln, Wachsbüsten, Gipsfiguren und Gipsabgüsse feilbietet, scheußliches Zeug, das sich blendend verkauft. Die Porträts der Wiener Prominenz vor allem sind begehrt. Zum Adel hat dieser Müller beste Verbindungen, denn eigentlich ist er ein Graf Deym von Strzitez, ein Offizier, der abtauchen mußte, als er

beim Duell den Gegner erschöß, sich in Holland Müller nannte und jetzt, frech heimgekehrt nach Wien, als Müller-Deym gehandelt wird. In seiner Galerie spielt eine Dame im Negligé am automatischen Klavier, eine künstliche Dame. Und Mozart hat sich dieser Deym einfach gekauft.

»Eros und Thanatos«, sagt Deym und lächelt beichtväterlich, »liegen mir gleichermaßen am Herzen.«

Sie fährt sich mit dem Handrücken über die Stirn. Er redet weiter. »Der Tod und die Liebe sind untrennbar, und daß ich nun an diesem Tag bitteren Schmerzes vor Ihrer Tür stehe ...«

»Wer hat es Ihnen gesagt?« Es ist ihr recht, daß sie übernächtigt aussieht.

»Herr Süßmayr«, sagt Deym. »Heute kurz nach ein Uhr hat er mich verständigt, als er Ihr Haus verlassen hat. Ihm ist bewußt, daß es die Pflicht der nächsten Angehörigen ist, das Antlitz dieses Genies der Nachwelt ...«

»Pflicht? Was heißt da Pflicht? Sie wollen seine Totenmaske abnehmen, tausend Mal vervielfältigen und damit Geld verdienen, von dem weder ich noch meine Kinder etwas sehen werden.«

Deym legt wieder den Kopf zur Seite. »Verehrte Witwe Mozart ...«

»Nennen Sie mich nicht so.«

»Verehrte Frau des verehrten Mozart, den ich übrigens reichlich entlohnt habe, Gnädigste ...«

»Reichlich? Ich kann Ihnen gern den Brief zeigen, in dem er zugibt, wie es ihn demütigt, für Ihre quietschenden, kindischen, lächerlichen Spielautomaten etwas zu komponieren. Er hat es nur des Geldes wegen gemacht, nur deswegen.«

»Warum«, sagt der Mann im Türrahmen, »sind die beiden f-Moll-Phantasien, die er für meine – wie sagten Sie? – kindischen Orgeln geschrieben hat, dann so große Meisterwerke geworden, bei denen jedem die Tränen kommen, jedem?«

»Weil er einer war, der nur Wunderbares schreiben konnte«, kommt es schrill von ihr. »Er konnte nicht anders.

Noch für den letzten Dummkopf hätte er etwas Göttliches erfunden.«

Deym rührt sich nicht von der Stelle. »Sie würden es be-reuen, glauben Sie mir. Ein Leben lang würde Sie der Vorwurf verfolgen, daß Sie es verhindert haben. Die Nachwelt ...«

Constanze Mozart tritt ganz zurück, läßt ihn herein, geht vor ihm her in das Eckzimmer, in dem der Tote liegt. Und sieht zu, wie Deym seinen mitgebrachten Tisch aufklappt, seine Schüsseln, Stoffnetze und Spatel darauf ordnet. »Etwas Wasser, Gnädigste, bräuchte ich«, sagt er.

Breitbeinig schleppt sie sich in die Küche, füllt einen Krug und stellt ihn unnötig laut auf die Kommode.

Deym rührt an. Sie hat sich auf die Klavierbank gesetzt, ganz aufrecht und sieht ihm zu. Wo hat sie nur den Brief hin-gelegt? Zu den anderen? Oder, weil er so heftig war, an einen besonderen Platz? Es wäre wohltuend, diesem Deym jetzt vor-zulesen, was Wolfgang damals aus Frankfurt geschrieben hatte über ihn, den er nur den Uhrmacher nannte.

Deym schmiert die Gipsmasse auf das Gesicht des Mannes, den sie vor ein paar Stunden noch geküßt hat. Er summt lei-se vor sich hin; das Verewigen eines toten Genies scheint ihm Spaß zu machen.

»Was hat Süßmayr denn gesagt, als er Sie nachts rausgeläu-tet hat? Hat er behauptet, ich hätte ihn geschickt?«

Deym streicht die Masse auf Mozarts Gesicht glatt, wendet sich ihr dann zu.

»Was schauen Sie so mißbilligend, Gnädigste? Ich arbeite an der Unsterblichkeit und ...«

»Sie könnten genausogut auf sein Gesicht scheißen«, sagt Constanze. »Es ist gräßlich.«

»Aber, aber«, sagt Deym. »Herr Süßmayr hat aus eigener Verantwortung gehandelt.« Er wendet sich wieder dem Gips auf Mozarts Gesicht zu.

»Verantwortung? Anmaßung, würde ich sagen. Snai hatte keinerlei Auftrag.«

»Snai? Herr Süßmayr, nehme ich an, hatte einen Auftrag« – er deutet mit dem verschmierten Spatel zur Decke – »von oben, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

Die Türglocke geht. Constanze stützt die Hände auf die Schenkel und stemmt sich hoch. »Du stehst auf wie ein Kind«, hat Wolfgang gesagt, dem das erst auffiel, als ihm selber jede Bewegung schwerzufallen begann. »Du stehst einfach auf und gehst.« Vorbei.

Der junge Mann draußen, eine dicke Ledertasche in der Hand, ist bestenfalls Anfang Dreißig. Die Nase ist sehr lang, die Stirn überhoch, die Unterlippe steht etwas vor. Sie ist sicher, ihn noch nie gesehen zu haben. Aber hinter ihm sieht sie van Swietens Kopf, rund und schwer wie der eines beschützenden Hundes. Gutmütig, aber bereit zuzubeißen.

Der Mann mit der hohen Stirn neigt den Kopf. »Vincenz Guldener von Lobes«, sagt er. »Ich muß den Totenbericht verfassen.«

Sie nickt, sagt kein Wort. Was sollte sie sagen? Sie geht vor ihm her. Ob sie nach dem Bett riecht, das immer noch nicht abgezogen ist? Wird sie zusehen müssen, wenn er ihn auszieht, wenn er den Leichnam untersucht? Wenn er aus seiner Tasche irgendwelche Instrumente packt und sich damit an dem Körper mit den geschwollenen Gelenken zu schaffen macht? Bei diesem Gedanken wird ihr schlecht. Sie bleibt stehen und legt beide Hände auf diese Stelle am Bauch, die ihr Doktor van Swieten gezeigt hat: das wärme und beruhige, dort die Hände hinzulegen, genau dorthin, auf das Sonnengeflecht.

»Was ist mit Ihnen?« kommt die Stimme des Totenbeschauers, eine Stimme, die sich anhört, als werde sie selten benutzt.

»Nichts«, sagt sie. »Zu wenig Schlaf, vielleicht.« Sie dreht sich um. »Übrigens, im Augenblick ist noch der Müller-Deym da und nimmt die Maske ab.«

Zu dritt stehen sie um den Grafen und seine Gipstöpfe herum, starren auf die Leiche im schwarzen Totengewand der Freimaurer, auf das weiß zugespachtelte Gesicht. Sie schwei-

gen. Constanze legt eine Hand an den Oberarm van Swietens.  
»Kann ich Sie kurz allein sprechen?«

Sie gehen hinüber in das Nachbarzimmer mit dem Billardtisch. Auf seinem Rand steht eine zur Hälfte geleerte Flasche Rotwein. »Das letzte Glas daraus hat er getrunken.« Constanze nimmt die Flasche in die Hand. »Mit Ei und Zucker. Vergällt Ihnen der Gedanke den Wein? Oder macht er ...«

»Eher das«, sagt van Swieten. »Wir beide, er und ich, haben bis zuletzt alles geteilt. Jetzt können wir es feiern, daß mein beruflicher Niedergang an seinem Todestag begonnen hat. Ich habe eben erfahren, daß ich ab heute aus der Studienhofkommission entlassen bin. Der Anfang vom Ende. Aber es ehrt mich, daß unser neuer Kaiser von Mozart und mir gleich wenig hält.« Er lächelt mit nassen Augen. Constanze geht ins Nebenzimmer, holt aus dem Schrank dort ein Glas und schenkt auf dem Rand des Billardtisches ein. »Haben Sie diesem ... wie heißt er? ... Guldener? ... Haben Sie ihm etwas gesagt von Wolfgangs Gerede, daß irgendwer ihm Gift gegeben haben soll?« Es strengt sie an zu sprechen.

Van Swieten trinkt. Seine Lippen scheinen das Glas zu küssen, seine Lider sind fast ganz gesenkt. Er leert in kleinen Schlucken das Glas. »Nein, meine Liebe. Wozu? Erstens ist der Kollege einer der angesehensten Pathologen weit und breit. Zweitens hat Closset ja den jungen Sallaba hergebracht, und wenn es in Wien jemanden gibt, der Vergiftungssymptome erkennt, dann dieser Sallaba. Der beschäftigt sich ja mit fast nichts anderem. Man sieht es ihm mittlerweile schon an.«

Seite an Seite gehen sie zurück in das Zimmer, wo neben dem verschmutzten Bett die aufgebahrte Leiche liegt. Deym packt seine Sachen zusammen, er summt wieder. Guldener steht mit durchgedrücktem Kreuz da. »Daß der Devotionalienhandel sich vor die ärztliche Pflicht drängt«, sagt er, »ist ungewöhnlich. Und, entschuldigen Sie, werter Herr Müller ...«

»Für Sie, bitte, Graf Deym von Strzitez.«

»... es ist außerdem ungebührlich.«



»Sie finden die Tür alleine?« sagt Constanze, ohne die Stimme am Ende des Satzes zu heben. Sie sieht, daß nun Guldener seine Tasche öffnet.

»Muß ich dabeibleiben?«

»Nein«, sagt er in die Tasche hinein, »Sie müssen nichts mehr, außer sich schonen, liebe Frau Mozart.«

»Ich könnte vielleicht das Bett abziehen«, sagt sie.

»Besser wäre es, wenn Sie sich selber auf ein frisches legen.«

Sie meint, es seien nur Sekunden vergangen, als van Swieten neben ihr steht. Wie gewohnt hat sie sich auf die linke Seite des Ehebetts gelegt.

»Wir gehen jetzt. Guldener hält es für überflüssig, eine Obduktion zu veranlassen.«

»Eine was?«

»Eine Leichenöffnung.«

Constanze setzt sich auf. »Und was hat er gesagt, was war es denn ... ich meine, es ist ja nun gleichgültig ...«

Guldener hat sich hinter van Swieten gestellt. »Phrenitis und Inflammatio rheumatica, die eine letale Meningitis zur Folge hatte.«

Constanze greift van Swietens Hand. »Können Sie mir das übersetzen?«

»Er hatte, was wir ja längst wußten, eine Nierenentzündung, aber Todesursache war auch nach Guldeners Diagnose ein rheumatisches Entzündungsfieber, bei dem sich der Krankheitsstoff vor allem in den Gelenken abgelagert und das zum Schluß in den Kopf vordringt und dort zu einer Hirnhautentzündung führt. Möglicherweise ist das ansteckend.«

Constanze läßt seine Hand los. »O Gott. Sophie, die Kinder, Süßmayr ...«

Van Swieten nimmt ihre Hand. »Wir können nur abwarten, meine Liebe. Aber vermeiden Sie es die nächsten Tage, das Haus zu verlassen und sich Strapazen auszusetzen. Das mit der Beerdigung werde ich regeln. Ich plädiere ... mit Rücksicht auf die ... die ungesicherte Zukunft für ein Begräbnis dritter Klas-

se, das Übliche. Ich würde auch nichts anderes für mich wollen. Allerdings schlage ich vor, eine eigene Kutsche zu mieten, die den Sarg nach Sankt Marx hinausfährt. Er ist immer am liebsten ohne Fremde gereist, oder?«

Constanze stiert, als höre sie nicht, was van Swieten sagt, mit weit aufgerissenen Augen auf das Bild an der gegenüberliegenden Wand. Ihr Mann im Profil, gemalt von ihrem Schwager Lange. So, wie Wolfgang es wollte, damit man nicht sieht, wie knollig seine Nase war, wie breit der Nasenrücken. Warum hat er das Bild nicht fertig gemalt? Was hat er sich dabei gedacht, es so ausgefranst zu belassen? Hat er gemeint, dazu irgendwann noch Zeit zu haben? Sie sind doch gar nicht ausgegangen an dem Abend, sie haben danach nur Billard gespielt und Bier getrunken. Warum hat er aufgehört?

Guldener räuspert sich. »Dritte Klasse ist kein Massenbegrabnis, wissen Sie«, mischt er sich ein. »Da wird die Leiche nicht bloß in einen Sack gesteckt und auf die anderen Säcke gestapelt, sie kommt in einen richtigen Sarg. Und am preisgünstigsten ist der Typus, der sich nach unten öffnen läßt, Sie verstehen, weil er wieder verwendet werden kann. Der Leichnam wird dann in ein Schachtgrab entleert und... «

Constanze schreit so laut auf, daß nebenan die Kinder zu weinen anfangen. Sophie stürzt herein, drängt die Männer zur Seite, versucht, den Oberkörper ihrer Schwester aufs Kissen zu drücken. Constanze versteift sich und schreit weiter. Scharf, hoch, anhaltend.

Daß die Glocke geht, überhören alle. Erst als an die Tür geschlagen wird, verstummt Constanze, als habe jemand ihre Stimme abgestellt.

»Wer ist das?« flüstert sie.

»Das wird der Mann von der Sperrkommission sein«, sagt van Swieten.

»Was will der? Will er mich holen? Will er uns alle einsperren? Nein...«

Sie schreit noch einmal.

Sophie hält ihr den Mund zu. »Was redest du denn. Du weißt doch, daß da immer einer kommt, wenn jemand gestorben ist. Der sperrt im schlimmsten Fall ein paar Zimmer ab, damit keiner was wegnehmen kann, bevor der Nachlaß geregelt ist. Aber weil bei dir alles klar ist, wird er nicht einmal das machen.«

Sie nimmt die Hand von ihrem Mund. Constanze bleibt still, lauscht den Schritten van Swietens und Guldeners nach, die zur Tür gegangen sind, hört dort Stimmen. »Der Goldhahn ist mitgekommen«, sagt sie und läßt sich fallen. »Gott sei Dank.« Und stößt im nächsten Augenblick Sophie zur Seite, rennt hinüber in das Zimmer, wo die Leiche liegt, reißt den Bezug vom verschmutzten Kissen, zwei Knöpfe springen ab, zerrt vor sich hinbrabbelnd das Laken von der Chaiselongue.

Odilo Goldhahn steht neben ihr. »Lassen Sie das doch, das erledigen wir später. Jetzt muß Herr Crammer seine Pflicht tun.« Er deutet mit einer Kopfbewegung auf die mickrige Gestalt in graugrüner Uniform, die zögernd in der Zimmertür verharret.

Constanze wirft sich in einen Sessel, liegt darin reglos und lautlos mit ausgestreckten Beinen, während Crammer Fragen stellt, die Goldhahn leise beantwortet. Crammer schreibt, Constanze nimmt ihn nicht wahr. Ihr Blick tastet, wie es zuvor ihre Hände taten, den kurzen Körper auf der Bahre ab, die hohe Stirn, den breiten Nasenrücken und den Knubbel am Ende, die weiblich weichen Lippen, das Doppelkinn, den dicker gewordenen Hals hinunter, die Brust – wie stolz er war, als dort, er war schon siebenundzwanzig, auf einmal Haar wuchs, dunkelblondes, spärliches, aber drahtig dickes Haar.

»Ich werde«, sagt der Kommissar, »den Zettel an einem Schrank festmachen. Ist das recht?«

»Ja«, sagt Goldhahn und verläßt mit dem Uniformierten das Zimmer.

Constanze ist bei den Lenden angelangt.

*Für mich ist es gar nicht gut, allein zu sein. Wie lange ist es her, daß er ihr das geschrieben hat? Fünf Monate vielleicht? Oder sechs? Es ist eine Leere, die mir weh tut, ein Sehnen, das nie befriedigt wird, nie aufhört.*

Mühsam steht sie auf, macht die zwei Schritte zur Bahre, kniet auf den Boden und legt ihren Oberkörper auf den Leichnam, die Arme angewinkelt neben ihrem Kopf, so wie sie auf dem Bauch schläft. Es wäre schön, hier einfach einzuschlafen.

Als sei sie in Trance wirkt Constanze, als sie eine halbe Stunde später am Arm von Goldhahn die Wohnung in der Rauhensteingasse verläßt. Ihr Blick ist glasisch, ihre Schritte, sonst kurz und entschieden, wirken wie die eines Schlafwandlers. Sophie geht hinterdrein, den Säugling auf dem Arm, den Fünfjährigen an der Hand.

Der Rest des Tages verschwimmt für Constanze im Dämmer eines Zimmers in der Wohnung von Puchberg. Wann sie eingeschlafen ist, kann sie nicht sagen.

Es ist zehn vorbei, als der Mann ihrer Schwester Aloisia die Tür aufmacht. Constanze liegt mit offenen Augen, vollständig angezogen, auf dem Bett. »Süßmayr und van Swieten haben alles in die Wege geleitet«, sagt er. Er sagt es nicht wie ein Verwandter, er sagt es wie Hamlet, denn als der verdient er sein Geld. »Gegen drei wird der Sarg zu Sankt Stephan übergefahren, in diesen Vorhof, den sie groß Kapelle nennen, du kennst das ja. Die wissen dort natürlich, daß die Sophie keinen Geistlichen überreden konnte, diesem Ketzer die letzte Ölung zu geben.« Er lacht bühnengeübt. »Ist ja auch dreist, daß er die Freimaurer gerade erst mit einer Oper gefeiert hat und dann beim Sterben wieder katholisch wird. Die Pfaffen halten es schon für eine Gnade, daß sie den Herrn Hofkomponisten überhaupt in geweihter Erde verscharren lassen... Hörst du überhaupt, wovon ich rede?«

»Ja«, kommt es vom Bett. »Ich höre. Aber ich gehe nicht mit.«